

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 23

Artikel: Der Urwald-Doktor
Autor: Schmidtbonn, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verstaubt, und der Rucksack baumelte ihm schlaff und leer wie ein Fetzchen über den Rücken herab. Er wandte sein braun gebauchenes Knabengesicht unablässig nach allen Seiten. Das hieß etwa: O, guckt euch nur die Augen aus! Wenn ihr erst müßtet...

Die Leute, die ihm begegneten, starrten ihn an. Einer fragte: „Wo kommst du her?“

May sagte wichtig: „Direkt aus dem Oberland.“

Der andere fragte: „Nicht aus dem Tessin?“

May lachte: „O nein! Ich hatte den Zug verfehlt, und da dachte ich — na ja, ich dachte: So, nun hast du diese drei Tage für dich. Und ich

bummelte drauflos über unsere Berge. Ei, wie das schön war!“

Der andere (ganz starr): „Aber hör doch einmal, May, hör doch...“

May war schon weg. Er hatte dieses große Staunen auf dem Gesicht des andern gelesen und sich heillos darüber gefreut. Genau so hatte er sich's ausgemalt in diesen Tagen: man würde staunen, man würde ihm vielleicht sogar die Hand schütteln und sagen: Bravo, du bist einer, der sich zu helfen weiß!

„Mutter wird Augen machen!“ dachte er jetzt. Und als er hinten in die Gerbergasse einbog, ging er nicht mehr, sondern lief...

Wunder der Nacht.

Ueber das Meer der Nacht
Segeln im Mondenschein
Silberne Wolkenkähne,
Still, wie gleitende Schwäne —
Hell erglänzet und rein
Ihres Gesieders Pracht;

Aus dem Dunkel der Ferne,
Zitternd im lauen Wind,
Schimmern, wie goldene Krumen
Und wie seltsame Blumen
In Märchengärten lind,
Leuchtend die ewigen Sterne;

Rings um mich her schläft das Land.
Ich aber staun in die Runde
Offenen Sinns und schaue
Ins nächtliche Wunder, ins blaue,
Und mir ist's, als ob zur Stunde
Gott leise mir drückte die Hand!

Arthur Zimmermann.

Der Urwald-Doktor.

Von Wilhelm Schmidtbonn.

Es tut wahrhaft wohl, wenn einmal nicht nur Männer wie Rockefeller oder Henry Ford als Vorbilder der Menschheit angesprochen werden. Seit ein paar Jahren geht ein stiller, täglich wachsender Ruhm von einem Mann ganz anderer Art aus. Von einem Mann, der keineswegs darnach trachtet, Milliarden zu werden. Der es keineswegs für sein Ideal ansieht, den Menschen das Leben praktischer einzurichten. Von einem Mann, der vielmehr sein ganzes Leben opfert, nur um den Ärmsten der Armen, den Verlassensten der Verlassenen das Leben zu retten. Dem der Urwald mit seinen Gefahren, Entbehrungen, Strapazen nicht zu weit ist, um sein Hilfswerk in Gang zu setzen. Der dabei völlig darauf verzichtet, Geld zu verdienen, vielmehr ein so veraltetes Ding, wie sein Herz, allein sprechen läßt. Es ist die Rede von jenem Doktor Albert Schweizer aus Straßburg, der als Philosoph, Pfarrer, Universitätsprofessor,

Orgelvirtuose, Musikhistoriker sich einen weiten Namen schuf, Konzerte in Berlin und Paris gab und eine tiefgründige Bachbiographie schrieb.

Dieser Dr. Schweizer liest eines Tages in der Zeitung von der unbeschreiblichen Not der Neger am Kongo, die von der Schlafkrankheit befallen sind. Ganze Gebiete drohen auszusterben. Wenn alles so bleibt, wird Zentralafrika in 50 Jahren entvölkert sein. Aber selbst, wenn es gelingt, Kranke am Leben zu halten, siechen die Unglücklichen in entsetzlichen Schmerzen dahin.

Dr. Schweizer ist erschüttert. Millionen Menschen lesen dasselbe und sind erschüttert. Einige Tausend Ärzte lesen es, die in Europa, zumal in Deutschland, überzählig oder mindestens leicht zu entbehren sind. Aber nur dieser eine Mensch, Philosoph, Prediger, Orgelvirtuose, beschließt in der gleichen Stunde, Arzt zu werden und nach Afrika zu reisen, um zu helfen. Dieser eine Mensch wirft sein ganzes bisheriges Dasein

fort, seine ganze materielle Existenz, fremder, unendlich entfernter Menschen wegen. Er hört auf keine Vorstellungen und Warnungen der Verwandten, Freunde, Kollegen. Vom Professorens-Lehrstuhl begibt er sich wieder auf die Bank der Studenten, in Anatomie und Laboratorien, unterzieht sich den Prüfungen wie ein junger Anfänger. Sein einziges Wort ist: Einer muß anfangen! Muß! Dr. Schweizer erlangt die nötigsten Mittel zur Ausreise von einer Missionsgesellschaft und steigt mit seiner tapferen jungen Frau im Juli 1913 in Bordeaux auf den Dampfer. 72 Kisten mit Medizin und Apparaten nimmt er mit sich, dazu eine kleine Orgel, ohne die der Künstler nicht leben kann. Wovon wird er da unten leben? Von den armen Schwarzen ist irgendein Arzthonorar nicht zu erwarten.

Was ist die Schlafkrankheit? Sie hat anscheinend immer in Afrika geherrscht. Aber erst der Verkehr der Neuzeit hat ihr diese ungeheure Ausdehnung gegeben. Dringt die Krankheit in ein neues Gebiet, so tritt sie anfangs besonders mörderisch auf. Ganze Dörfer verschwinden in wenigen Jahren vom Erdboden. Die Krankheit beginnt mit Fieber, unerträglichen Kopfschmerzen, die zum Wahnsinn und zur Tobsucht treiben können. Manchmal ist ein erschreckender Schwund des Gedächtnisses das erste Zeichen. Nach einigen Jahren beginnt die Zeit des vermehrten Schlafbedürfnisses, bis der Schlaf immer fester wird und endlich in volle Gefühlslosigkeit übergeht. Wasser und Kot gehen unbeachtet ab, der Rücken bedeckt sich vom Liegen mit Geschwüren, die Knie sind an den Hals gezogen. Tödliche Gehirnentzündung tritt ein. Verursacht wird die Schlafkrankheit durch den Stich einer kleinen Fliege, der Tse-Tse, die lautlos am Tage fliegt.

Dr. Schweizer stand nun vor der Frage, welches Gebiet er zuerst besuchen und bearbeiten sollte. Er reiste zwar nach Afrika, von einer dumpfen Stimme in sich getrieben. Aber wie alle wahrhaften Männer der Tat ging er nach gut überlegtem Plan vor. Elfässische Missionare waren am Ogowe-Strom tätig. Er wandte sich an sie, und man wies ihm ein Haus auf der Station Lambarene zu. Der Ogowe strömt 1200 Kilometer lang parallel dem Kongo. 350 Kilometer von der Küste ist er schiffbar. Hier wachsen Kaffee, Pfeffer, Zimt, Vanille, Kakao, Nipalmen. Aber der Haupthandel gilt dem unermeßlichen Holzbestand des Urwaldes. Die Jah-

restemperatur hat einen Durchschnitt von etwa 30 Grad. Die Nächte sind ebenso feucht und heiß wie die Tage.

In Lambarene angekommen, entschloß sich Dr. Schweizer sofort zum Bau eines Spitals. Spital! Ein Hühnerstall steht ihm zur Verfügung. Die Sprechstunde wird draußen im Schatten abgehalten. Jeder Kranke erhält eine Pappscheibe um den Hals, auf der seine Nummer, seine Krankheit, seine Medikamente verzeichnet sind. Schweizers Frau hat Instrumente und Verbandmittel unter sich und assistiert bei Operationen. Aber bald gelang es Schweizer, von der Mission 2000 Franken zum Bau eines größeren Krankenhauses zu erhalten. Natürlich darf man nicht an ein Hospital im europäischen Sinne denken. Es handelt sich um nichts als um eine Wellblechbaracke. Die Fenster gehen bis unters Dach, so daß die heiße Luft sich nicht in der Höhe sammeln kann und jeder erstaunt ist, wie kühl es in einer Wellblechbaracke zu sein vermag. Unter dem Dach sind weiße Tücher gespannt als Schutz gegen die Moskitos. Heute gibt es sogar ein eigenes kleines Gebäude mit sechs Kammern für Geistesranke.

Trotz allen Grauens bietet das Spital mit seinen Kranken ein unendlich abenteuerliches Bild. Die Kranken kommen mit ihren ganzen Familien an. Die männlichen Mitglieder der Familie gehen nach der Aufnahme des Kranken ein paar Schritte abseits in den Urwald und hauen gleich an Ort und Stelle das Bett für den Patienten zurecht. Die Kranken sind sehr abergläubisch und halten auch den europäischen Arzt für nichts anderes als einen Zauberer. Vom Zahnreißen bis zu den gefährlichsten Operationen macht er alles. Viele Kranke sind furchtsam. Ein kleiner Knabe weinte entsetzlich, denn er hielt den Doktor für einen Menschenfresser. Ein solcher war für ihn durchaus nicht eine Art Märchenfigur, sondern der Junge gehörte zum Stamme der Bahouins, in dem die Menschenfresserei noch bis heute nicht erloschen ist.

Sonntags hält Schweizer selbst Gottesdienst ab, und er hat eine Gemeinde, wie es sie auf der Welt wohl nicht zum zweitenmal gibt. Unter den Kranken befinden sich viele, die noch nie ein Wort vom Christentum gehört haben. Ein Heilgehilfe ruft alle Hörer mit einer Glocke zusammen. Bis alle sich eingefunden haben, ist eine halbe Stunde vorbei. Man sitzt, um Schatten zu haben, unter dem vorspringenden Dach.

Rechts und links von Schweitzer steht je ein Dolmetscher, ein Bahouin und ein Bendjabi. Einige Zuhörer kochen während des Gottesdienstes ihr Essen, eine Mutter wäscht ihr Kind. Ein Mann flickt sein Fischnetz. Ein anderer legt den Kopf in den Schoß eines Kameraden, um sich in aller Friedlichkeit lausen zu lassen. Schafe und Ziegen kommen und gehen. Die Webervögel in den Bäumen machen einen solchen Lärm, daß der Prediger kaum mit der Stimme durchdringt. Über der Gemeinde turnen zahme Affen auf dem Wellblechdach. Natürlich besteht eine Predigt hier fast nur aus der ursprünglichen Erzählung von Gleichnissen, die aus dem Alltagsleben der Schwarzen genommen sind. Die Zuhörer sind gerade darum ganz Ohr. Oft unterbricht Schweitzer sich und fragt, ob jeder ihn verstanden oder ob einer etwas einzuwenden

hat. Dann antwortet ein lauter Chor, daß es so recht sei.

Was hat Schweitzer nun erreicht? Er hat in fast zwanzig Jahren Tausenden und aber Tausenden von Kranken Linderung und Heilung gebracht — Menschen, die sonst wie die Tiere des Urwalds sich hätten verkriechen und verrecken müssen. Er hat edelste Menschlichkeit in ein weites Gebiet getragen. Sein Beispiel hat die Regierungen aus trägern Nichtstun wachgerufen. Überall ist der Kampf gegen die Epidemien aufgenommen. Alle paar Jahre reist Schweitzer nach Europa, nicht um auszuruhen, sondern um Orgelkonzerte in den großen Städten zu geben, die ihm die Mittel liefern, sein Spital weiter auszubauen. Ein unermüdlicher Menschenfreund!

Einfluß des Höhenklimas auf den menschlichen Körper.

Bei einem Aufenthalt im peruanischen Gebirge in 4000 Meter Höhe beobachtete Bialut an sich und seinem Begleiter eine ungewöhnlich große Zahl von Blutkörperchen. Egger fand dasselbe schon bei einem Aufenthalt in Arosa und Prof. Wiescher in Basel stellte fest, daß 500 Meter Höhenunterschied als untere Grenze für diese Einwirkung auf unser Blut anzusehen ist. Die Folge dieser Erkenntnisse war, daß dann eine lebhaftere Tätigkeit einsetzte, den Einfluß des Höhenklimas auf den menschlichen Organismus genau zu erforschen. Es ergab sich bald, daß schon in den ersten Tagen des Aufenthaltes in größerer Höhe das Blut sich verändert, indem der Gehalt an Hämoglobin, dem Stoff, dem die Aufnahme von Sauerstoff zufällt, sich vergrößert und dann auch eine Vermehrung der roten Blutkörperchen einsetzt, besonders zeigt sich diese Erscheinung bei blutarmen Personen. Ferner tritt, namentlich bei älteren Personen, ein gesteigerter Blutdruck ein, was aber nicht gefahrdrohend zu sein braucht.

Oft stellt sich Schlaflosigkeit, Kopfschmerz, Schwindel ein, die bei längerem Verbleiben wieder verschwinden; sie sind Beweis einer Beeinflussung des Geisteslebens, eines Erregungszustandes, der aber meist erfrischend und belebend wirkt. In großen Höhen ist sogar ein Rückgang des Denk- und Entschlußvermögens festgestellt.

Entschieden nimmt bei Bergaufenthalt die Aufnahme von Sauerstoff zu und zwar bei körperlicher Betätigung mehr als in der Ruhe,

während andererseits Eiweiß angelagert wird. In Höhen über 4000 Meter trifft jedoch eher das Gegenteil zu.

Erst die jüngste Vergangenheit hat die Wege geebnet, um die vielen verschiedenen klimatischen Bedingungen einzeln zu verfolgen und in ihrer Bedeutung für die menschliche Gesundheit zu erkennen. Da hat sich Prof. Dorno in Davos ein besonderes Verdienst erworben, indem er mit eigenen Mitteln eine Anstalt für Strahlungsforschung schuf und selber bahnbrechende Ergebnisse zeitigte.

Man hat früher geglaubt, die Staubfreiheit der Luft in der Höhe sei ein besonders günstiger Umstand für das Wohlbefinden. Aber es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Verstaubung in erster Linie von der Wohndichtigkeit durch den Menschen abhängt. Man braucht sich bloß zu vergegenwärtigen, was unsere Wohnung, Kleidung, Heizung, ferner Gewerbe, Industrie und Verkehr zur Verunreinigung der Luft beitragen. Immerhin scheinen Versuche eines Holländer Arztes mit Asthmafranken zu zeigen, daß die das Übel erregenden Stoffe in der Höhenluft fehlen. Die Kranken verlieren nämlich beim allmählichen Übergang bis nach St. Moritz die Anfälle, dagegen ließ sich keine Einwirkung auf die Anlage des Leidens feststellen. Die mit der Höhenlage sich ändernde Wärme und Feuchtigkeit der Luft regen die Hauttätigkeit und damit den Kreislauf des Blutes an, was namentlich für Kranke von wohlthätigem Einfluß sein kann.